



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

Erster Abschnitt. Die Jugend- und Universitätsjahre. (1798 - 1825.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159



Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre 1798—1825.

I.

Die Jugendjahre (1798—1815).

Heinrich Heine wurde zu Düsseldorf im Februar 1798 — dies ist die neueste Feststellung des Datums¹⁾ — als das erste Kind des jüdischen Manufacturwaaren-Händlers Samson Heine geboren. Er erhielt den Namen Harry, welchen er später mit Heinrich vertauschte. Ihm folgten eine noch lebende Schwester, Charlotte, sowie die Brüder Gustav und Maximilian.

Die Familienverhältnisse, in welchen er aufwuchs, die Zeit, in welche seine Erziehung fällt, erklären manchen Zug in dem widerspruchsvollen Charakterbild des Dichters. Heine selbst hat von seinen Eltern in dem noch erhaltenen ersten Theile seiner Memoiren eine liebevolle und eingehende Schilderung entworfen, welche eines humoristisch-satirischen Hauches nicht entbehrt. Der Vater, der eine reich bewegte, ziemlich leichtsinnige Vergangenheit hinter sich hatte, war ein lebensfroher Mann, der Spiel, Wein und Weiber liebte, nobeln Passionen zugethan war und mit seiner weichen, fast weiblichen Schönheit leicht die Herzen eroberte. Er hatte, obgleich er immer rechnete, keinen berechnenden Handelsgeist und brachte es nie zu befriedigenden Vermögensverhältnissen. Heine hat von seinem Vater manche Eigenthümlichkeit geerbt; Samson's Leichtsinns, Verschwendungssucht und Freigebigkeit gingen auf den Sohn über, der denn auch ebenso wie der Vater beständig mit dem Mangel an Geld

¹⁾ Aufzeichnungen des Rabbiners Scheuer über die 1797—1808 in Düsseldorf geborenen jüdischen Kinder. 5. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins.

zu kämpfen hatte. Heine liebte seinen Vater aufrichtig; er versichert oft, daß er ihm von allen Menschen am meisten zugethan gewesen sei.

Auf Heine's Erziehung hat der geistig keineswegs hervorragende Vater einen wesentlichen Einfluß nicht ausgeübt. Die Mutter Peira — später nannte sie sich Betty — nahm die Erziehung ihres begabten Lieblingskinds selbst in die Hand und entwarf in ihrem nur zu beweglichen Geiste einen vollständigen Plan für seinen Bildungsgang. Sie war eine geborene van Geldern. Heine machte in den an seine Mutter gerichteten Sonetten aus dem van ein von und liebte es in spätern Lebensjahren, sie für eine Adelige auszugeben, er, der sich als den grimmigsten Feind der „Junfer“ aufzuspielen pflegte. Heinrich Laube, der den Dichter genau kannte, sagt in dieser Hinsicht¹⁾: „Mit der Mutter coquettierte Heine frühzeitig. Daß seine Mutter von Adel und eine Christin gewesen, das war etwas, was er betont wissen wollte. . . . Es war ihm ein verführerischer Witz, daß er aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Rasse entsprossen sein könne und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geisteschärfe, darstelle.“ Heine hat gesunkert; seine Mutter war weder adelig noch von christlicher Abkunft.

Betty Heine war eine begabte und tüchtige Frau, die es wohl verdiente, daß ihr der Dichter bis an sein Ende — sie überlebte ihn um drei Jahre — eine treue Anhänglichkeit bewahrte und ihr in dem ergreifenden Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht“ noch 1843 ein herrliches Denkmal setzte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so daß sie als Mädchen ihrem Vater lateinische Dissertationen vorzulesen vermochte. Die Kunst des Fabulirens hat Heine indessen nicht von ihr geerbt, wie er dem Vater die Frohnatur verdankte; sie hatte sogar, obgleich sie eine warme Verehrerin Goethe's war, eine wahre Angst, daß es ihrem Sohne einfallen könnte, sich dichterisch zu beschäftigen; sie entriß ihm jeden Roman, verbot ihm den Besuch von Theater-Vorstellungen und gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel“, der alten Amme Heine's, nicht befolgt wurde. Peira wollte einen großen Mann aus ihrem Sohne machen, aber beileibe keinen Dichter.

Streng jüdisch gesinnt war Peira eben so wenig wie ihr Mann, welchem auf Betreiben einiger Eiferer die Aufnahme in die jüdische Gemeinde sehr erschwert worden war. Sie war, wie Heine erzählt, Rationalistin, eine eifrige Schülerin Rousseau's, und weit davon entfernt, ihren Sohn für ein bestimmtes Religionsystem zu erwärmen. So nahm denn

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 8.

Heine auch vom jüdischen Glauben nur Neußerlichkeiten in sich auf; jüdischen Nationalstolz kannte er nicht, und es war ihm im spätern Leben gar nicht angenehm, als Sproß einer verachteten Rasse angesehen zu werden. Auch war das Vaterhaus nicht der geeignete Ort, ihm Liebe zum Vaterlande einzulößen. Der kosmopolitische Zug im Judenthum, verbunden mit einer noch unter dem Einfluß unserer klassischen Literaturperiode stehenden Zeitrichtung, ließ ein starkes Vaterlandsgefühl nicht aufkommen. Die rheinischen Juden erblickten zudem in der französischen Revolutionsarmee den heiß ersehnten Befreier. Durch die Franzosen bzw. durch Napoleon errangen sie endlich Gleichstellung mit den christlichen Confessionen, sowie Erleichterungen in Handel und Verkehr. Kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe zur französischen Nation und die begeisterte Verehrung für Napoleon einathmete, welche ihn durch das ganze Leben begleitete, und im „Buch Le Grand“ eine einzig dastehende dichterische Verherrlichung gefunden hat. Daß Deutschlands tiefste Erniedrigung dagegen in Heine's Familie auch nur den geringsten Schmerz verursacht hätte, wird uns, trotz Strodtmann's Behauptung¹⁾: Betty Heine habe ihre Kinder patriotisch angefeuert, nirgends bezeugt. Viel eher darf man nach Neußerungen Heine's annehmen, daß die Nachricht von der Schlacht bei Jena in der Volkerstraße Nr. 53 freudig begrüßt wurde.

Außer der Mutter hatte auf den jungen Heine noch deren Bruder, Simon van Geldern, bestimmenden Einfluß. Er stellte dem lesebegierigen Neffen seine reiche Bibliothek zur Verfügung, ohne es für nöthig zu halten, dessen Lectüre zu beaufsichtigen. Hier las Heine, neben Schauer- und Räubergegeschichten, sehr unsaubere französische Romane, welche auf seine Phantasie gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind und in ihm die Sehnsucht nach verbotenen Früchten geweckt haben mögen. Höchst wahrscheinlich sog er auch hier schon durch die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's und Mirabeau's die revolutionairen Ideen ein, welche später einen großen Theil seiner litterarischen Thätigkeit kennzeichnen.

Großes Interesse nahm Heine, wie er selbst erzählt, an der ebenfalls in der Bibliothek Simon's befindlichen handschriftlichen Reisebeschreibung seines Großheims, der ausgedehnte Reisen im Orient gemacht und als genialer Charlatan einiges Aufsehen erregt hatte. Der Knabe vertiefte sich leidenschaftlich in die Lectüre des wunderlichen Buches, so daß seine rege Phantasie in krankhafter Weise gereizt wurde. Oft ergriff ihn am lichten Tage ein unheimliches Gefühl, und es war ihm, als sei er selbst sein längst verstorbener Großoheim und lebe nur

¹⁾ I, S. 9.

eine Fortsetzung des Lebens jenes Mannes. Die eifrige Lectüre des „Don Quixote“, welcher ihm in der Uebersetzung von Ludwig Tieck schon frühzeitig in die Hände fiel, konnte eine heilende Wirkung kaum ausüben.

Leider war auch der Unterricht, welchen Heine 1809—1814 in Düsseldorf am Lyceum genoß, durchaus nicht geeignet, seinen feuerigen Geist in die rechten Bahnen zu lenken. Hier trug 1813 der Rector Schallmeyer in der philosophischen Klasse Psychologie und Logik sowie die philosophischen Systeme vor und zwar in ganz freisinniger Weise. Heine selbst sagt in seinen Memoiren (VII, S. 461): „Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten¹⁾ Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglaube, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.“ In ähnlicher Weise äußerte er sich Fanny Lewald gegenüber²⁾; in den „Geständnissen“ (VI, S. 69) meint er sogar, der Besuch der Vorlesungen des Rectors Schallmeyer müsse ihm „vor den Assisen im Thale Josaphat als *circonstance atténuante* angerechnet werden.“ „Toleranteste Gleichgültigkeit“ hat Heine aus dem philosophischen Cursus Schallmeyer's gewiß nicht heimgetragen, oder sie ward schon nach wenigen Jahren durch jene widerliche Gewohnheit ersetzt, alle religiösen Gefühle und Einrichtungen mit der Lauge gemeinen Wizes zu übergießen.

Schallmeyer scheint indessen am Katholicismus noch festgehalten zu haben, denn er machte Heine's Mutter den Vorschlag, den Sohn katholisch werden zu lassen und ihn dem Dienste der Kirche zu widmen; durch seine Verbindungen werde es ihm möglich sein, demselben zu einem hohen Kirchenamt zu verhelfen. Heine's Mutter lehnte das Anerbieten ab, was sie, wie Heine wissen will, in spätern Lebensjahren bereute.

Wir finden nirgend ein Anzeichen, daß Samson oder seine Frau der katholischen Religion feindlich gesinnt gewesen wären. Sie standen ihr wahrscheinlich gleichgültig gegenüber; dem von Heine's Biographen gern erwähnten Umstande, daß Samson, der einer überkommenen Verpflichtung gemäß bei Processionen vor seinem Hause einen Altar errichten mußte, diesen in besonders schöner Weise ausschmückte, legen wir kein Gewicht bei, weil das jeder Handelsjude in katholischen Gegenden thut. Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schönheit des katholischen Cultus auf den jungen Heine Eindruck machte und ihn zur Be-

¹⁾ Nach den neuern Festsetzungen im fünfzehnten. — ²⁾ Westermann Bd. 62, S. 104.

wunderung hinriß. „Ich war immer ein Dichter,“ sagt er selbst (VI, S. 66), „und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogma's und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren“¹⁾. Dieses Interesse war aber ein rein ästhetisches, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist.

Seine freigeistige Gesinnung erhielt durch den vertrauten Umgang mit einem atheïstischen ältern Schulgenossen reiche Nahrung. Lange dauerte diese Freundschaft nicht, sie ward ersetzt durch den Verkehr mit einem andern ältern Mitschüler, dem er noch lange Jahre herzlich zugehan blieb. Christian Sethe, dessen Erscheinung uns durch die Schrift von Hermann Hüffer näher gekommen ist, der Sohn einer angesehenen preußischen Beamtenfamilie, bildete einen völligen Gegensatz zu Heine. Hier lodernde Phantasie, Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, warme, aber nicht tiefgehende Empfindung, leichte Erregbarkeit — dort eine auf das Praktische gerichtete, ruhige und gemessene Natur, strenger Ordnungssinn und großes Pflichtbewußtsein. Sethe war Heine's Mentor, er hielt ihn von unüberlegten Streichen zurück, beschützte den schwächlichen Knaben gegen die manchmal handgreiflichen Neckereien antisemitischer Schulcameraden und schenkte seiner poetischen Begabung volle Bewunderung. Das gute Einvernehmen dauerte lange Jahre; erst als Heine Wege einschlug, auf welchen der charaktervolle Sethe ihm nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung ein.

Leider haben Sethe und andere minder intime Freunde Heine's ihre Wissenschaft über den Dichter mit in das Grab genommen, so daß wir fast nichts über Heine's erste poetische Versuche und die Dichter, welche er in jener schwärmerischen Jugendzeit las, wissen; daß er im Banne der Romantik, namentlich der phantastischen Dichtungen E. Th. A. Hoffmann's, lag, dürfen wir indeß als gewiß annehmen. Seine Schriften beweisen es, und in seinem Werke über die romantische Schule sagt er (V, S. 344), daß er 1813 Uhland — in diesem Jahre gab Uhland mit Justinus Kerner den „Deutschen Dichterwald“ heraus, während die Gedichte Uhland's erst 1815 erschienen — in überströmender Begeisterung zu feiern vermocht habe. Damals habe er ihm nahe gestanden an Empfindung und Denken, damals habe ihm herrlich gedünkt jenes chevalereske und katholische Wesen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Mönche und Nonnen, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute. Vielleicht hat er damals in ähnlichem Geiste gedichtet; bis jetzt ist von diesen Versuchen indessen nichts an's Licht gekommen. Wohl aber zeigt uns ein 1814 entstandenes Gedicht: „Die Winneberggiade“

¹⁾ Vgl. auch Westermann Bd. 62, S. 104.

den jungen Heine bereits als losen Spötter, der in durchaus nicht feiner Weise über einen Studiengenossen am Lyceum sich lustig macht.

Trotz seiner Begabung gehörte Heine nicht zu den besten Zöglingen des Lyceums. Er bereitete seinen Lehrern durch sein übermüthiges und spottlustiges Wesen nicht geringe Schwierigkeiten. Peter Cornelius erzählte¹⁾ dem Dr. H. Riegel, als er einmal für seinen ältern Bruder Lambert die Elementarschule für Zeichenunterricht überwachte, habe er in Folge eines Lärms der Schüler den jungen Heine schwer geprügelt und den Malstock an ihm abgeschlagen. Heine vergaß niemals eine ihm zuerkannte Strafe, wenn er sie auch redlich verdient hatte; vielleicht waren es diese Prügel, wofür er später an dem edeln Peter Cornelius Rache nahm. (I, S. 406.)

Später scheint er sein unbändiges Wesen gezähmt zu haben, wenigstens stellt ihm der Director des Gymnasiums zu Düsseldorf, Dr. Kortüm, 1819 das Zeugniß aus: er habe von 1809 bis Michaelis 1814 in Hinsicht seines Fleißes und seines Betragens zu den vorzüglichsten Schülern gehört²⁾. Das Zeugniß jedoch dürfte vieles verschweigen, denn bei der Prüfung, welcher Heine sich in Bonn behufs Zulassung zum Besuch der Vorlesungen unterziehen mußte, erhielt er im December 1819 die Nummer III. In der Geschichte, sagt das Protokoll, sei er nicht ohne alle Kenntnisse, einen lateinischen Aufsatz habe er nicht geliefert, weil er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Uebung sei; zu einer Prüfung in der Mathematik habe er sich nicht verstanden; seine deutsche Arbeit, obwohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweise ein gutes Bestreben³⁾. Dagegen soll er nach der Aussage seines Bruders Maximilian die englische und französische Sprache am Lyceum gründlich erlernt haben. Der Unterricht im Deutschen hat gleich gute Früchte nicht gezeitigt, denn Heine's Briefe an Sethe aus dem Jahre 1816 wimmeln noch von grammatikalischen Fehlern.

Früh schon machte Heine in der Liebe, deren Sänge er in gutem und schlechtem Sinne werden sollte, seine Erfahrungen. Der Hang zum weiblichen Geschlechte regte sich schon in den Schülerjahren in ihm und ward durch die Lectüre der unsaubern französischen Romane genährt. Heine hatte ein sehr reizbares Nervensystem, und man scheint nichts gethan zu haben, um es zu schonen und die rege Phantasiethätigkeit des Knaben in vernünftiger Weise zu regeln. Wie sein Bruder Maximilian⁴⁾ erzählt, liebte er 1813 die Tochter des Kriegsraths von A. Als er einst bei einem feierlichen Schulactus den Schiller'schen „Taucher“ vorzutragen hatte, fiel sein Blick plötzlich auf das in den ersten Bänken

¹⁾ Riegel's Cornelius. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19. — ³⁾ Hüffer S. 102.

⁴⁾ Erinnerungen S. 21.

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter declamiren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war jangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, welche der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner, allen grellen Contrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebchaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als im Herbst 1814 das Lyceum in Folge der kriegerischen Zeitläufte geschlossen wurde, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschlüssen wenig in Betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, welche seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Banquier Rindsfleisch als Volontair das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Colonialwaaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krömmungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muscatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach Innen und Außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höhern Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwärtige

tigen Gestalten, welche ihm in der Judengasse entgegentraten, der ihnen anklebende Schmutz, die Verachtung, mit welcher man ihnen allenthalben begegnete, stärkten seine geringe Liebe zur jüdischen Rasse nicht und erfüllten ihn mit Ingrimm gegen Verhältnisse, welche eine solche Erniedrigung bedingten. In dem Fragment: „Der Rabbi von Bacharach“ hat er später die im Judenquartier gesammelten Anschauungen poetisch verwerthet.

Heine kehrte in das elterliche Haus zurück in der sichern Erwartung, daß nach diesem gänzlich fehlgeschlagenen Feldzuge in den Diensten Mercurs seine Eltern ihm seinen Wunsch, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, gewähren würden. Aber in der Volkerstraße hatte sich inzwischen in Folge der schlechten Zeitverhältnisse und schwerer geschäftlicher Verluste die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten geändert. Der Sohn wurde ungnädig empfangen und nach einer Berathung mit dem einflußreichen Bruder Samson's in Hamburg, dem mehrfachen Millionair Salomon Heine, im Sommer des folgenden Jahres nach Hamburg gesandt.

Heine arbeitete zunächst im Comptoir seines Onkels; 1818 aber eröffnete er mit den ihm von diesem zur Verfügung gestellten Mitteln unter der Firma „Harry Heine u. Comp.“ ein Commissionsgeschäft. kaum zwanzig Jahre alt, stand er mitten im Strudel eines wilden, verführerischen Lebens. Anfänglich fand er Anschluß in der Familie seines Onkels, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Indessen gefiel dem jungen Manne die „gechniegelte“ Gesellschaft nicht, welche in den eleganten Salons seines „millionärreichen“ Onkels verkehrte. Hamburg sprach ihn noch weniger an als Frankfurt, und die Gründe waren die gleichen. „Es ist ein verludertes Kaufmannsneest hier; Huren genug, aber keine Mäusen,“ schreibt er am 6. Juli 1816 an Sethe. Ähnliche Ansichten entwickelte er noch oft in breiterer, witziger Ausführung (IV, 97/106).

In dieser Zeit tritt seine jugendliche Verehrung der katholischen Kirche stärker hervor. In dem letzten höchst bezeichnenden Briefe Heine's an Sethe heißt es: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Bewunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische erzeigen? Ich will die Sinne berauschen: nur in die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.“ Als Ergänzung dieses Gefühlsausbruches mag folgende Stelle aus den „Geständnissen“ (VI, S. 66) dienen: „Nicht selten in meiner Jugendzeit überwältigte auch mich die unendliche Süße,

die geheimnißvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie (d. i. des kath. Cultus und Dogma's); auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime."

Heine scheint sich in jener Zeit mit dem Gedanken, katholisch zu werden, getragen zu haben. Aber wie in den Knabenjahren seine Neigung zur Kirche in poetischen und ästhetischen Beweggründen wurzelte, so ging sie hier aus tiefen seelischen Leiden hervor. Heine liebte Amalie — von ihm Molly genannt — die dritte Tochter seines Oheims Salomon, und fand keine Gegenliebe, wahrscheinlich sogar schnöde Zurückweisung. Zum ersten Mal durchströmte sein ganzes feueriges Wesen eine heftige Leidenschaft, welche ihn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Er schrieb unter dem Ausbruch echten Schmerzes an Sethe am 27. October 1816 einen confusen Brief, der ihn unter der Schwere unerwidelter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an¹⁾, daß dieselbe geheime Krankheit, welche später Heine's Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.

Molly, welche sogar die von Heine an sie gerichteten Lieder verschmähte, heirathete im Sommer 1821 den Gutsbesitzer Friedländer. Heine hatte noch lange an seiner unglücklichen Liebe und an seinem Schmerze zu tragen, bis das Bild des geliebten Mädchens in einer reichhaltigen Galerie feiler Schönheiten verschwand. Er gab sich bald einem wüsten Leben hin und trank den Becher sinnlichen Genusses, welcher ihm in der großen Handelsstadt bereitwilligst gereicht wurde, in vollen Zügen. „Mein inneres Leben," sagt er selbst in einem Briefe an Wohlwill vom 7. April 1823, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Er handelte nach dem in seinen „Memoiren" gegebenen Recept: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber" (VII, S. 510), und bewahrte in Folge dessen den berühmtesten Straßen Hamburg's in seinen Werken ein freundliches Andenken.

Bei solchem Lebenswandel, der nicht verborgen bleiben konnte, wurde das Verhältniß Heine's zu seinem Dunkel bald getrübt. Salomon Heine

¹⁾ Buch der Lieder S. XIV.

war ein guter und edeler Charakter; er war gern bereit, seinen talentvollen Neffen — der ihm übrigens, von wenigen Zwischenfällen abgesehen, zeitlebens dankbar blieb — zu unterstützen und ihm die Wege zu Reichthum und Ansehen zu bahnen; aber er war eine durchaus nüchterne Natur, ein Paragraphenmensch, der nicht begreifen konnte, wie man den Feuerkopf von Neffen erziehen müsse, und der es diesem nicht verzieh, daß er, anstatt fein säuberlich seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte — noch dazu Gedichte, welche seiner Tochter Molly galten. Sein Interesse für den Neffen erkaltete und ward durch die Zuflüsterungen seiner beiden Schwiegeröhne — wie Heine behauptet — auf den Nullpunkt gebracht.

Alle diese bitteren Erfahrungen und widrigen Verhältnisse hielten den jungen Dichter lange in einer düstern Stimmung, welche sich in seinen in „Hamburg's Wächter“ unter dem grotesken Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf“ (zusammengesetzt aus: Harry Heine, Düsseldorf) im Februar und März 1817 veröffentlichten Gedichten kundgibt. Erinnerungen aus Sefchen's und aus E. Th. A. Hoffmann's gespenstischen Erzählungen verbinden sich in ihnen mit den Klagen unglücklicher Liebe. Es sind die Gedichte: „Ein Traum, gar seltsam schauerlich“, „Es treibt mich hin, es treibt mich her“, „Der Zimmermann“, und von den Romanzen: „Die Weihe“, „Die Biene“, sowie „die Romanze vom Rodrigo“ (später „Don Ramiro“ betitelt). Die „schauerliche Todeslust“, welche Heine im katholischen Cultus gefunden haben wollte, durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte. Er offenbart hier — wie auch in seinen Briefen aus Hamburg — eine hoffnungslose Stimmung, welche nicht geheuchelt erscheint; noch begegnet uns nirgend ein frivoler Witz und noch hebt cynische Selbstverspottung die Wirkung der Gedichte nicht auf.

Im Sommer 1819 war Heine genöthigt, sein Geschäft zu liquidiren. In Hamburg hatte er nur gelernt, wie man sein Leben vergendet, und über allen Zweifel bewiesen, daß von berechnendem Handelsgeist nicht einmal die geringe Begabung des Vaters auf ihn übergegangen sei. Stärker als je erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dem Studium zu widmen. Ohne Onkel Salomon ging das allerdings nicht. Der gutmüthige Millionair ließ sich erweichen und versprach, „dem dummen Jungen“ für ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft die nöthigen Gelder vorzustrecken, wenn dieser sich verpflichte, den Doctorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advocat niederzulassen.

Am 11. December 1819 wurde Heine in Bonn als Stud. jur. et cameral. immatriculirt. Er hörte juristische und geschichtliche Collegien,

namentlich aber August Wilhelm v. Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Seine sämmtlichen Professoren bekundeten ihm rühmlichen Fleiß in den Studien¹⁾; und der Rector Augusti bescheinigte ihm am 14. September 1820²⁾, sein sittliches Betragen sei stets untadelhaft gewesen. Die Tollheiten des Studentenlebens liebte Heine nicht; sie zu entbehren, wurde ihm um so leichter, als er Bier und Tabak verabscheute, und Kopfschmerzen ihn zu häufiger Zurückgezogenheit zwangen. Indessen zeigt sich in seinen von Bonn aus geschriebenen Briefen bereits ein Anflug von häßlich-frivoler Schreibweise. (Brief an Beughe 15. Juli 1820.)

Dem vom Dunkel vorgeschriebenen Brodstudium widmete Heine weniger Zeit und Fleiß, als der schönen Litteratur, welcher er in Bonn näher stand als in Düsseldorf und Hamburg. Wilhelm v. Schlegel, der damals seine ästhetischen Hauptwerke bereits geschrieben hatte und als berufener Wortführer der romantischen Schule auf dem Höhepunkte seines Ansehens stand, übte nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Heine neigte durchaus zur Romantik, welche damals ihre Blüthezeit bereits hinter sich hatte, aber er bewahrte ängstlich seine Selbständigkeit. Die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, mit ihrer Mondschein-, Zauber- und Geisterwelt, das kühne Hervorkehren des Subjectiven mit hochmüthiger Verachtung der „Philistrität“, der lebensvolle Inhalt der Dichtungen, sowie die lächelnde Selbstironie, welche der Romantik eigen waren, entsprachen seinen innersten Neigungen.

In einem Aufsatz, welcher 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ zu Hamm erschien (VII, S. 150), warf er sich sogar zum Vertheidiger der Romantik auf, welche von W. v. Blomberg angegriffen worden war. Er führt kurz aus, wie die romantische Poesie im Mittelalter entstand und in neuerer Zeit wieder aufblühte. Er stellt für die romantische Dichtung die von ihren Vertretern oft genug vernachlässigte Forderung auf, daß sie in bestimmten Umrissen zeichne, daß sie plastisch schildere. In diesem Satze zeigt sich schon der Gegensatz Heine's zu den ihm sonst verwandten Dichtern der romantischen Schule. Zu den größten Romantikern zählt nach seiner Ansicht Wilhelm v. Schlegel, den er ungenirt neben Goethe stellt. Ganz entschieden verwahrt er sich gegen jene Romantik, welche mit den Neufßerlichkeiten des Christenthums spielte. Er meint sogar, Christenthum und Ritterthum seien nur Mittel gewesen, um der Romantik Eingang zu verschaffen. „Kein Priester braucht noch geweihtes Del hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu

¹⁾ Hüffer S. 106. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, unaffectirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein." (VII, S. 150.)

Heine hat, wie man sieht, seine katholisirende Periode bereits hinter sich; die angebliche „schauerliche Todeslust“ der katholischen Kirche und die blässen Entfagungsgedühle, welche ihn einst so unendlich anzogen, sind einer kampfesfrohen Stimmung gewichen, welche das banale: „Wider Pfaffen und Junker“ zu ihrem Feldgeschrei machte.

Schlegel, der nie ein echter Romantiker wie sein Bruder Friedrich, Novalis und Brentano war und vom Katholicismus sich nicht einmal Neußerlichkeiten angeeignet hatte, nahm die Huldigungen seines jungen Verehrers dankbar hin, prüfte dessen dichterische Arbeiten und ermunterte ihn zu weiterm Schaffen. Selbst ein Meister der poetischen Form und die schöne Hülle fast höher schätzend als den Inhalt, hielt er seinen jungen Freund an, seine dichterischen Erzeugnisse mit der peinlichsten Sorgsamkeit zu feilen. In Schlegel's Werkstatt lernte Heine, seinen kleinen Gedichten durch mühselige Polirarbeit jene Glätte zu geben, welche Eingebung des Genius zu sein scheint. Hier machte er sich selbst zum strengen Gebot, was er seinem Freunde Steinmann am 29. October 1820 rieth: „Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst. Das ist des Künstlers erstes Gebot.“

Heine widmete seinem Lehrmeister tiefste Ergebenheit und dichtete in jugendlicher Begeisterung drei formvollendete Sonette auf ihn. Dreizehn Jahre später warf er selbst sein Götzenbild vom Altare.

Mit studentischen Altersgenossen unterhielt Heine nur knappen Verkehr. Den Juden stand er gänzlich fern; mit ihnen knüpfte er überhaupt nur dann Verbindungen an, wenn sie reiche, angesehene oder gelehrte Leute waren. Es wurde ihm nicht leicht, sich Freunde zu erwerben, weil er nicht gern aus sich herausging, über sein eigentliches Wesen beständig mit witzelnden Bemerkungen täuschte und als Jude in studentischen Kreisen nur schwer Aufnahme fand. Wolfgang Menzel erzählt¹⁾ von ihm, er sei fabelhaft häßlich und aufdringlich gewesen und viel verspottet worden; doch habe man ihn seines Geistreichthums wegen auch geschätzt.

Die wenigen Freunde indessen, welche Heine in Bonn besaß und noch einige Jahre festzuhalten wußte, gereichen ihm zur Ehre. Christian

¹⁾ Erinnerungen S. 143.

Sethe, den er in mehrern Sonetten besang, blieb auch hier sein Mentor und rückte zum gelegentlichen Säckelmeister auf. Sehr eng schloß sich Heine auch an den gläubigen Katholiken, den eifrigen, aber mittelmäßigen Dichter Joh. Bapt. Rousseau an, der dem Charakter Heine's noch 1834 ¹⁾ ein sehr günstiges Zeugniß ausstellte, sowie an Karl Simrock. Unverdroffen feilte er an kleinen Liedern und arbeitete während der Sommer-Ferien 1820 an einer Tragödie „Umanzor“, sowie an Uebersetzungen aus Byron's Werken.

Trotz seines geringen Verkehrs konnte er der burschenschaftlichen Bewegung sich nicht entziehen, welche damals in der Musenstadt in hoher Blüthe stand. Zu ihr zog ihn seine Neigung zur Opposition gegen alle Zustände, welche die Freiheit des Denkens und Handelns zu hemmen geeignet waren. Mit der Tendenz der Burschenschaften, dem stillen Kampf gegen die Engherzigkeit der Regierungen, war Heine einverstanden. Sein Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, längst geweckt durch das Gefühl, einer niedergehaltenen Rasse anzugehören, fand einen energischen Ausdruck in dem hier entstandenen Gedicht „Deutschland“ (II, S. 159). Die Neußerlichkeiten der Burschenschaften in Kleidung und Benehmen machte er, der stets modisch gekleidet einherging, nicht allein nicht mit, sondern sie lieferten seiner scharfen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff zu boshaften Bemerkungen. In eine der vielen gegen Studenten erhobenen Untersuchungen, welche ihm wegen ihrer kleinlichen Mörgeleien unvergeßlich blieb ²⁾, wurde er als Zeuge verwickelt.

Nach Ablauf der Sommer-Ferien 1820 sah Heine plötzlich ein, daß Bonn doch nicht der geeignete Ort sei, um sich dem Brodstudium gründlich zu widmen. Er verließ die heitere Musenstadt und wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf, den ganzen weiten Weg in einer genußreichen Fußwanderung zurücklegend, der ernstern Georgia Augusta in Göttingen zu, wo er am 4. October immatriculirt wurde. Schon nach drei Wochen erschien ihm die hier vorgetragene Gelehrsamkeit unsäglich langweilig und unfruchtbar; der unter den Studenten herrschende „steife, patente und schnöde“ Ton (Brief an Steinmann vom 29. October 1820) ärgerte ihn und zwang ihn zur Abgeschiedenheit, welche allerdings „das Dohsen“ erleichterte; sein Haß gegen die bevorrechteten Stände fand durch die Ausnahme-Stellung der adeligen Studenten — „patente Pomadehengste“ nennt er sie am 9. November — neue und reiche Nahrung. Er gewann einen allerdings gemäßigten und ideal veranlagten Gesinnungsgenossen an dem Westfalen Benedict Waldeck, dem spätern angesehenen Volksmann, der damals eine Revolution für

¹⁾ Kunststudien S. 242. — ²⁾ Hüffer S. 74 und folgde.

kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde¹⁾. Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit andern Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen frühern Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Collegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdlich und brachte auch den „Almanjor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessel's Feststellung²⁾ in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wällen Salamanca's“ (I, S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. December 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine Abreise konnte er indessen wegen der schon (S. 9) erwähnten häßlichen Krankheit, welche seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte³⁾, erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmuth und Gelehrtendünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin lernte Heine die politischen Zustände Preußens, welche er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüthe. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Censur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist satzjam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem andern traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach Außen,

¹⁾ Briefe und Gedichte S. 9. — ²⁾ Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.

³⁾ Goedete III, S. 439.

nach Innen ohnmächtiges Zähneknirschen und giftige Medisance. Die gebildete Bevölkerung suchte in Litteratur, Musik, Theater und rauschender Geselligkeit Unterhaltung, und zerfleischte einander in eng geschlossenen Cliques¹⁾. Ueberall feierte die Mittelmäßigkeit ihre Orgien. Ueber die Bühne schritten nicht mehr die Helden Schiller's, der vor erst sechszehn Jahren gestorben war, sondern die lungenstarken Pygmäen Raupach's und Houwald's; die Oper mit glänzender Ausstattung und magerm Inhalt drängte das Interesse am Schauspiel zurück. Den Büchermarkt versorgten unter Claren's Anführung Talente dritten Ranges, deren Fruchtbarkeit vom Lesehunger des Publicums noch weit übertroffen wurde.

Indessen gab es in der Residenz noch kleine schöngeistige Gemeinden, welche mit dem Alten von Weimar Götzendienst trieben. Der bedeutendste dieser Kreise bildete sich um Rahel, die leidenschaftliche Gemahlin Barnhagen's von Ense; dort fand Heine als Landsmann des Hausherrn — Barnhagen war ebenfalls in Düsseldorf geboren —, gestützt auf gute Empfehlungen, Aufnahme.

Barnhagen, damals den Vierzigen nahe, war ein fein gebildeter Mann, ein eifriger Förderer dichterischer und künstlerischer Bestrebungen und ein geschmackvoller Schriftsteller auf historisch-biographischem Gebiete. Zu seinen Lebzeiten trat er als einer der Zahmen auf. Nach seinem Tode gestatteten seine bündereichen Aufzeichnungen Einblicke in einen Charakter, der dem herrschenden Regime Verbeugungen machte, innerlich aber von ingrimmigem Haß und giftiger Spottlust besetzt war.

Seine Frau, Rahel, von Geburt Jüdin, war eine anmuthige, aber nicht schöne Erscheinung; ihr geistprudelndes, pikantes, aber unklares Wesen fesselte selbst hervorragende Männer. Als Barnhagen sie heirathete (1813), hatte sie ein bewegtes, von fast toll zu nennender Liebesleidenschaft häufig zerrissenes Leben hinter sich. Schmidt-Weißensfels²⁾ sagt in bekannter Manier von ihr: „Als Muster wollen wir diesen Wechsel gewaltiger Herzensstürme nicht aufstellen. Aber Genialitäten wie die Rahel's bilden eben Ausnahmen, und man darf sie nicht mit dem Maßstab der Durchschnitts-Philisterhaftigkeit messen wollen.“

Rahel's Weltanschauung war die freieste. Sie betrachtete den Menschen lediglich als ein Naturproduct. „In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühls gelten. . . . Vaterland und Kirche, Ehre und Eigenthum, alles erlag ihrer zersezenden Kritik“³⁾. Sie schwärmte für die Emancipation der Frauen im weitesten Sinne. Daß bei Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft der Zwang der Ehe auf-

¹⁾ Treitschke III, S. 431. — ²⁾ Gartenlaube 1878, S. 48. — ³⁾ Treitschke IV, S. 428.

gehoben werden müsse, war für sie selbstverständlich; wir finden dies Streben bei solchem Ideengang immer wieder. Wie Rahel, so dachte im Wesentlichen auch ihre Gesellschaft. Durfte es doch Heine wagen, Friederike Robert, der schönen Frau von Rahel's Bruder, und Rahel selbst am 22. December 1829 sein höchst unsauberes Buch über Platen zu senden. Männer wie Chamisso, Fouqué und Willibald Alexis (Häring), mit denen Heine dort bekannt wurde, müssen wir natürlich ausnehmen, während der Philosoph Schleiermacher, der Verfasser der berühmten Briefe über Friedrich Schlegel's noch berühmtere „Lucinde“, an Frau Rahel's kühnem Weltssystem gewiß mitzuarbeiten bereit war.

Ein anderer Kreis schöngeistiger Personen, in welchem Heine Zutritt fand, versammelte sich in dem Hause der Frau von Hohenhausen. Hier lag man vor dem „Dichter des Welt Schmerzes“, Byron, wie Rahel und ihre Jünger vor dem „Gott“ in Weimar, auf den Knien. Hier traf Heine neben dem Dichter Gotthilf August von Maltitz und dem Maler Wilhelm Hensel — dem Bruder der Dichterin Louise Hensel — einige bedeutende Männer jüdischer Abstammung, wie den Rechtsgelehrten Gans und den Philosophen Bendavid.

Bei Rahel und Barnhagen fühlte sich Heine am meisten heimisch; beide nahmen sich des jungen Mannes, der, wie sie, gern bereit war, den philiströsen und „große Geister“ beengenden Verhältnissen den Krieg zu erklären, freundlich an und übten auf die Entwicklung seiner Weltanschauung bedeutenden Einfluß aus. Auch machten sie ihn mit einflussreichen Männern bekannt und förderten ihn in seinen dichterischen Arbeiten. Besonders werthvoll für Heine ward die Bekanntschaft mit dem Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Der Gesellschafter“, J. W. Gubitz, welcher dem jungen Dichter in liebenswürdiger Weise entgegenkam und gern seine Zeitschrift zur Wiege der Heine'schen Gedichte machte.

Ueber die Rolle, welche Heine in jenen Kreisen spielte, gehen die Ansichten weit auseinander. Die Prinzessin della Rocca, welche ihren Dufel in kindlicher Naivetät verehrt, schreibt mit offener „poetischer Freiheit“¹⁾: „Seine satirische Art, zu plaudern, seine ironischen Bemerkungen machten ihn zum Mittelpunkte der Gesellschaft.“ Strodtmann ist bei weitem nicht so enthusiastisch. Ein Mitglied der Barnhagen'schen Tafelrunde berichtet in Westermann's Monatsheften²⁾: „Heine war in unserm Kreise einer der Jüngsten, jedoch ohne jugendliche Heiterkeit und Frische. Ein körperlich frühverwelkter³⁾, geistig blasirter Jüngling, galt von ihm, daß er weniger durch eigenen Witz, als vielmehr Andern zur

¹⁾ Erinnerungen S. 63. — ²⁾ Bd. 5, S. 261.

³⁾ Gubitz (II, 261) bestätigt, daß dem abgemagerten Gesicht Heine's die Spuren frühzeitiger Genüsse nicht mangelten.

Zielscheibe des ihrigen dienend, zur Erheiterung beitrage; namentlich verfolgte ihn Eduard Gans mit schneidendem Hohn und erlaubte sich mit Heine's Eitelkeit und Lüsterheit manch' kühnen Scherz. Sein Benehmen in Gesellschaft war meist stumm, zurückgezogen und ironisch beobachtend, um sodann plötzlich durch dazwischen geworfene Witzworte und Bemerkungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und womöglich eine gewaltige Aufregung in der Gesellschaft zu verursachen. Die Versuchung hierzu übte einen unwiderstehlichen Nizel auf ihn aus, und er erlag ihr ohne Scheu und Rücksicht. Seine hohe dichterische Begabung wurde schon damals in unserm Kreise anerkannt, obgleich es nicht an Stimmen fehlte, welche über den Werth der Früchte seines Genius bei einem gewissen Mangel an sittlicher Haltung und Würde Bedenken äußerten."

Heine war indessen weit davon entfernt, nur in solchen geschmackvoll ästhetischen Kreisen sich zu bewegen. Er durchschwärmte¹⁾, seinen Hamburger Gewohnheiten getreu, häufig die Nächte auf den Redouten des Opernhauses, wo die „Priesterinnen der ordinairn Venus“, so sagt er selbst in den Berliner Briefen, „Erwerbs-Intriguen anknüpften“, oder in einer Gemeinschaft toller Gesellen, die allabendlich im alten Casino in der Behrenstraße oder in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener zusammenkamen. Der Ausgelassenste von allen war Grabbe, damals noch Student, dessen cynischer Humor oft genug an Verrücktheit grenzte. Bei den Zusammenkünften dieser jungen Stürmer und Dränger ging es sauber zu. „Da wurden,“ erzählt Ziegler in seinem „Leben Grabbe's“²⁾, „kleine (!) litterarische Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geschrieben, morgen wurde ein eiteler jüdischer Componist im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht und gab im Ernst einige Louis her, die man in wilder Lust verjubilte. Ein Mal, in einer kagenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es sogar mehreren Mitgliedern der Gesellschaft ein, fromm und katholisch werden zu wollen, und in launigem Uebermuth ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indeß nicht darauf antwortete. Eine hübsche Brünette bereitete und credenzte den Punsch und wurde belohnt mit Gedichten und Küßsen.“

In dieser Umgebung vervollkommnete Heine sich in der „Kunst“, die heiligsten Ueberzeugungen in saftigen Wizen zu verhöhnen, die geschlechtlichen Beziehungen zur Zielscheibe cynischer Beobachtungen und Betrachtungen zu machen. Hier traf er die Gesellschaft, deren Mitglieder sich nach seinem eigenen Ausdruck nur verstehen konnten, wenn sie im Noth sich zusammenfanden.

¹⁾ Strodtmann I, S. 169. — ²⁾ S. 48.

Uebrigens wurde Heine auch hier nicht geschont; namentlich traf ihn der angriffslustige Grabbe häufig mit seinen grotesken Witz. Gewiß wird Heine ihm gedient haben, vielleicht mit denselben Waffen, denn Grabbe behauptete¹⁾, er sei nicht ohne Einfluß auf Heine's witzige Manier geblieben.

Endlich kam Heine in Berlin auch mit wissenschaftlichen jüdischen Kreisen in Berührung. Die Juden, namentlich die Berliner, befanden sich in jener Zeit in einem Zustande der Gährung. Die gebildeten Israeliten neigten zum Indifferentismus, ja, manche hervorragende Persönlichkeit trat zum christlichen Glauben über, was einem Gegner des Christenthums, wie Heine es geworden war, sehr mißfiel. Die Juden des mittlern Standes — von den Angehörigen des untern ganz abgesehen — hielten sich auf einer Bildungsstufe, welche sie vom geselligen Verkehr in höhern Kreisen ausschließen mußte. Männer wie Gans, Bendauid, Junz u. A. suchten nun eine Reform des Judenthums anzubahnen, es den Anforderungen der Zeit entsprechend umzugestalten und zu erheben, sowie die jüdische Religion vernunftmäßig auszubauen. Sie zogen auch Heine in die Bewegung, und er wohnte den Sitzungen eines zu diesem Zweck von Gans und Junz gebildeten Vereins häufig bei, ohne sich tiefer in die Sache einzulassen. Die religiöse Seite der Bewegung interessirte ihn nicht allein nicht, er verabscheute sie sogar. (Brief an Moser vom 23. August 1823.) Er wollte lediglich helfen, die sociale Stellung der Juden zu verbessern, da der Erfolg dieser Bestrebungen auch ihm zu Gute kommen mußte. Und er hatte ihn nöthig, da ihm als Juden die Bekleidung vieler Stellen verjagt war. Die 1823 erfolgte Aufhebung des Edicts vom 11. März 1812, welches den Juden eine gewisse Gleichberechtigung versprach, zerstörte seine Zukunftspläne und erfüllte ihn wie andere seiner Glaubensgenossen mit Haß gegen den Staat, in welchem er lebte. „Alles, was deutsch ist,“ schreibt er an Sethe, „ist mir zuwider. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren.“

In gleichem Maße wuchs sein Haß gegen die christliche Religion, deren Befürworter in socialer Beziehung bevorrechtet waren. Einen schlagenden Beweis, wie sehr in dieser Hinsicht der Verkehr mit den Reformjuden und die Aufhebung des Edicts auf ihn wirkte, haben wir in seinem Briefe an Wohlwill vom 1. April 1823. Er äußert sich dort über die jüdische Bewegung in hoffnungsloser Weise und fügt die rohen Sätze hinzu: „Der endliche Sturz des Christenthums wird mir täglich einleuchtender. Es gibt schmutzige Ideenfamilien, welche in den

¹⁾ Ziegler, S. 49.

Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Vertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendlang riechbar ist. Eine solche ist das Christenthum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet.“

Die Reform-Juden, namentlich Gans, ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie, wiesen Heine auf Hegel, die Berliner Pythia, deren Collegien er denn auch neben einigen andern über Sprachwissenschaft, Naturrecht und Staatswissenschaft eifrig besuchte. Heine rühmt sich, dem damals hoch angesehenen Philosophen nahe getreten zu sein. Er hielt ihn in jener Zeit für den größten seiner Kunst und schwor auf sein Wort wie so viele Andere. Aus mehrfachen Anzeichen dürfen wir indessen schließen, daß Heine von dem Hegel'schen System nur wenig verstanden hat. Lassalle, der Hegelianer strengster Observanz war, äußerte, Heine habe ihm bekannt, daß er von der Hegel'schen Philosophie wenig begreife, dennoch sei er überzeugt gewesen, daß diese Lehre den wahren geistigen Culminationspunkt der Zeit bilde. Worin dieser nach Heine's Meinung bestand, geht uns aus seinen „Geständnissen“ (VI. S. 48) hervor, wo er sagt: „Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. . . . War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß.“

Von Freunden Heine's ist hier noch der schöne junge polnische Graf Eugen v. Breza zu erwähnen, dem Heine sehr zugethan war; er erklärte ihn für den einzigen Menschen, mit welchem sich umgehen lasse. Die Sommerferien des Jahres 1822 brachte er auf Breza's Einladung auf dessen Gütern in Polen zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war die Schrift über Polen, welche im Januar 1823 im „Gesellschafter“ zum Abdruck gelangte.

Je länger er indessen in Berlin verweilte, desto mehr verringerte sich sein Kreis von vertrauten Freunden. Sein nervöses Leiden, namentlich sein beständiger Kopfschmerz, wurde immer quälender. Sturzäder brachten ihm nur wenig Linderung. Langsam entwickelte sich der Wahn, überall verfolgt zu werden, ein Wahn, der sich steigerte, als er anfing, durch Offenbarung seiner politischen Ansichten Aufmerksamkeit zu erregen. Am 14. April 1822 schreibt er an Sethe: „Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume sehe ich meine sogenannten

Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Blutropfen in's Gehirn rinnen. Des Tages verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall höre ich meinen Namen und hintendrein ein höhnisches Gelächter." Dieselben Klagen äußert er gegen Immermann am 24. December 1822. Am 21. Januar des folgenden Jahres meint er sogar, es habe sich eine Societät gebildet, die systematisch durch schändliche Gerüchte und öffentliche Rothberufung ihn in Harnisch zu bringen suche. Dieselbe Furcht, verbunden mit wildem Trotz, spricht aus den Sonetten an Sethe.

Ganz ohne Hintergrund war dieser Verfolgungswahn nicht. Sein beißender Witz verwundete häufig selbst Personen, die ihm günstig gesinnt waren. An seinen Liebesgram glaubten nur die Wenigen, die ihn näher kannten, und seine Lüsternheit wurde zum Gegenstand des Gespöttes. Nicht minder seine Eitelkeit, welche nach glaubwürdigen Berichten einen so hohen Grad erreichte, daß er stundenlang „Unter den Linden“ auf und ab ging, in der Meinung, alle Leute flüsteren sich zu: „Das ist der Dichter Heine“¹⁾.

Der Eifer, mit welchem er für seinen Freund Immermann die Reclametrommel schlug, ward ihm von eifersüchtigen Berliner Schriftstellern sehr verdacht und veranlaßte folgendes Inserat im „Freimüthigen“ (vom 18. Januar 1823): „Der rheinische Künstler, Herr Heinrich Heine, der aus allzu großer Bescheidenheit mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen Verehrern dringendst ersucht, sie durch minutiös-plastische Darstellungen aus Immermann's »Edwin« zu erfreuen.“ Das Inserat hat, was noch von keinem Heine-Forscher hervorgehoben ist, einen sehr starken Beigeschmack. Junfer Dunst in genanntem Drama ist genau die Person, als welche Heine in gewissen Kreisen Berlin's verschrien war. Er ist stark sinnlich, prahlt gern und heuchelt beständige Melancholie. „Euere Lungen,“ sagt Cumer zu ihm, „waren schwach geworden vom Seufzen, und Euere Augen entzündet von Thränen; ich aber habe oft die Zwiebel gesehen, die ihr verstopfen in's Schnupftuch wickeltet.“

Seine Schriftstellerei vermehrte die Gegnerschaft. Vom 26. Januar bis zum 19. Juli 1822 erschienen von ihm in dem Kunst- und Wissenschafts-Blatt des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers „Briefe aus Berlin“. An den Brief erinnernd, welchen Jost v. Sichenwehen in Brentano's Godwi aus der Residenz schreibt, suchen sie in buntestem Durcheinander und leichtem Plauderton ein Bild Berliner Lebens zu geben, welches wohl von der scharfen Beobachtungsgabe Heine's, nicht aber von seinem

¹⁾ Karpeles S. 11.

Talent, mit blendenden Lichteffecten zu arbeiten, Zeugniß gibt. Seine glänzende Darstellungsgabe, die Kunst, mit packenden Gegensätzen zu spielen, liegt hier noch in den Windeln. Indessen lenkten die Briefe rasch die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, der mit fecker Hand persönliche Hiebe austheilte, ungenirt sich über Börsianer, Aristokraten, „teutsche Süngrlinge“ lustig machte und selbst dem Berliner Localpatriotismus einige unangenehme Wahrheiten sagte. Ein Baron v. Schilling fühlte sich durch eine Stelle beleidigt und ließ Heine eine Forderung zugehen. Dieser gab, um das Duell zu vermeiden, am 3. Mai 1822 im „Gesellschafter“ (VII, S. 524) eine Erklärung, daß ein Mißverständniß vorliege, welches durch ungeschickte Streichungen in seinem Manuscript hervorgerufen sei. In der Befürchtung aber, diese Erklärung werde auf seinen Muth einen Schatten werfen, veranlaßte er bald darauf Gubitz¹⁾, ein von Lehmann unter dem Falschnamen H. Anselmi verfaßtes Gedicht, welches dem Verfasser der „Briefe aus Berlin“ hohes Lob spendete, am 29. desselben Monats in den „Gesellschafter“ aufzunehmen.

Auch sein kleines Schriftchen über Polen zog ihm Anfeindungen zu, obgleich er Licht und Schatten im polnischen Nationalcharakter gleichmäßig hervorzuheben sucht. Von den polnischen Juden spricht er in den stärksten Ausdrücken; sie erfüllen ihn mit Ekel und Mitleid, doch gesteht er ihnen vor manchem reinlichern und gebildeteren deutschen Juden große Vorzüge zu (VII, S. 195). Das flott geschriebene, mit manchem guten Gedanken durchsetzte Schriftchen gibt uns einige Aufklärung über Heine's politische Gesinnungen in der damaligen Zeit. Von neuem documentirt es seinen Haß gegen den Adel. Die Washington'sche Freiheit ist ihm die göttliche; er schwört aber auch auf den Glaubensartikel, daß man sich nur vor dem Könige beugen solle (VII, S. 191). Die Idee der Nationalität verwirft er und meint, jedes Volk müsse den Todeskampf der polnischen Nationalität durchmachen, „damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe“ (VII, S. 199). So bezeichnet das „Kind der französischen Philosophie“ nämlich die von Lessing, Herder, Schiller „ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum!“

Heine dichtete in Berlin eifrig und veröffentlichte von Mai 1821 ab viele seiner Gedichte im „Gesellschafter“. Für eine Buchausgabe derselben fand er keinen Verleger, bis sich auf Gubitz' Empfehlung die Meurer'sche Buchhandlung zur Uebernahme entschloß. Das Bändchen, Traumbilder, Lieder, Romanzen und Sonette enthaltend, erschien mit

¹⁾ Dessen Erinnerungen II, 274.

der Jahreszahl 1822 Ende 1821. Als Honorar erhielt der Verfasser vierzig Frei-Exemplare.

Die Gedichte wurden mit Beifall aufgenommen und anerkennend besprochen. Barnhagen lobte im „Gesellschafter“ ihre Selbständigkeit und ihr tiefes Gefühl; Immermann hob im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger ihre Lebensfrische hervor, welcher man anmerke, daß der Dichter alles selbst erlebt habe. Den unbedingten Lobrednern trat in demselben Journal indessen ein Kritiker scharf entgegen, der Heine's großes Talent unbedingt anerkennt, aber seine ganze Weltanschauung verwirft.

Um den Erfolg der ersten Sammlung Heine'scher Gedichte begreifen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sie einen neuen Ton anschlugen, sowohl gegenüber der verwässerten Lyrik wie den besten Vertretern der Romantik. Sänger wie Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller trugen zwar in die Poesie ihre eigene Subjectivität, aber sie versteckten sich gern unter dem Mantel des Hirten, der Blause des Wanderburschen und dem Schnürröck des Reitersmannes. Der Gehalt ihrer Lieder war ein gesundes Empfinden und sittlicher Ernst; die Aeußerungen ihrer Gefühle waren weit entfernt von wilder Leidenschaftlichkeit. Ihr Liebesleid offenbarten sie wohl in süßen Liederchen, aber sein krankes Herz hatte eigentlich noch Keiner von ihnen besungen, und fühlten sie sich abgestoßen vom rauhen Hauch der Welt, so flüchteten sie an den „Busen der Natur“. Brentano trat schon locker auf. In Heine's Liedern aber zog der Dichter mit kühner Hand den Vorhang, mit welchem Jene die mächtigen Bewegungen des Herzens verdeckten, hinweg und stellte seine leidenschaftlich erregte, zerrissene, von Zweifel an Gott und Welt angefressene Seele auf das Podium der Deffentlichkeit. Mit einem auf die Spitze getriebenen Egoismus bespiegelte er sich selbst und forderte vom Publicum lebhaftere Theilnahme für den Ausdruck seines Schmerzes. Ueberall in den „Traumbildern“ die Spuren der Romantik zeigend, bewies er zugleich, daß er neuen Inhalt in die alten Formen zu gießen gedenke. Er benutzte die traumhafte Scenerie, um seinem durchaus modernen Fühlen einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben; er arbeitete mit dem Gespenster- und Mondschein-Apparat der romantischen Dichter, aber er haßte alle Verschwommenheit und gab den Nebelgestalten Arnim's, Fouqué's, Hoffmann's scharfe Umrisse und plastische Formen; eben so fern lag ihm die religiöse Schwärmerei, welcher auch die nicht kirchlich gesinnten romantischen Dichter huldigten.

Sein Schmerz um die Geliebte war ihm der höchste und einzige Gegenstand der Betrachtung. Ihr Bild steht stets vor seinen Augen, sie erscheint ihm im Traume, er will sie umfassen, aber sie entschwebt ihm. Mit wollüstigem Behagen versenkt er sich in die Schreckbilder des Todes

und der Geisterwelt. Er sieht im Traume die schöne Maid, die ihm sein Todtenkleid wäscht, ihm einen Eichenstamm zum Sarge behaut und ihm ein Grab schaufelt (Traumbilder II). Er sieht die Geliebte als Braut eines Andern am Altare und hört, wie tausend Teufel zum „Ja“ des Paares „Amen“ rufen (IV). Oder er muß Zeuge sein, wie seine Geliebte beim Hochzeitschmause sein eigenes Blut trinkt, und wie der Bräutigam ihm in das Herz schneidet (V). Er träumt, daß er seinem Lieb für eine einzige Nacht seiner Seele Seligkeit gegeben (VI); wie blasse Larven ihn umgrinsen, lüsterne Pfaffen mit Nonnen tanzen, während der Teufel ihn mit seinem Liebchen traut (VII). Gluthvoll bricht seine Sinnlichkeit hervor, welche sich allerdings noch mit dem Mäntelchen der Liebe umkleidet. Flammen, Gluthen, „wildes Liebesglüh'n“ wogen in seinem Herzen; sein „tolles Blut kocht und schäumt und gährt“; „schauernde Lust“ durchdringt ihn, und sein Herz „schwimmt in einem Freudensee“. Sein Haß gegen das Christenthum zuckt hin und wieder wie ein Blitzstrahl aus den Wolken seiner Leidenschaft hervor. Sein Radicalismus sieht mit Entzücken, daß man jetzt das Fegfeuer statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettler-Gebein in Gluth versetzt (VII).

Den wüsten Inhalt seiner Traumbilder verstärkt er durch grelle Farbengebung. Er liebt die Grabesnacht, wo gräulich-schwarze Koboldhaufen (VI) und blutfinstere Gesellen (VII) gellendes Hohngelächter ausstoßen, und der kalte Tod seine Klüße austheilt (V); er liebt den Kirchhof (VIII), wo schauernde Lüfte ihn umwehen, blasse Larven, schwarze Schlingel in Feuerlivrei, Zappelbein-Leutchen im Galgenornat und Besenstielmütterchen mit tollem Rippengeklapper ihn umrasen.

Aber diese Schreckbilder sind ihm nur phantastische Arabesken um das Bild der Geliebten; Traumbilder, Lieder und Romanzen dienen ihm nur als Mittel, einerseits das Bild der Holden zu verklären, anderseits seiner Klage und seinem hoffnungslosen Schmerz über ihre Untreue Ausdruck zu geben. Sie ist ihm verloren für ewig; sie folgte einem fremden Manne als Braut, sie, die ihm Liebe heuchelte und, wie des Stromes Bild (Lieder Nr. 7), unter gleißender Oberfläche Tod und Nacht verbarg. Wahnsinn wühlt in seinen Sinnen, und sein Herz ist krank und wund. Er fühlt, wie in seinem Innern der Zimmermann den Todtenschrein für ihn herrichtet, und er bittet ihn, sich zu beeilen, da er nur im Grabe Ruhe finde (Lieder Nr. 4). Er wünscht, seine schöne treulose Herzenskönigin nie gesehen zu haben (Lieder Nr. 5); aber er grollt ihr nicht, und wenn sein Herz auch brechen sollte (jetzt Lyr. Int. Nr. 18), denn er weiß, daß gleiches Glend sie mit ihm verbindet (jetzt Lyr. Int. Nr. 19). Er möchte nur ein stilles Leben führen, da, wo ihr Odem weht (Lieder Nr. 5), und sein Büchlein soll ein Todtenschrein für seine

Lieder werden, in welchen er auch seine Liebe legt (Lieder Nr. 9). Er will nicht, daß die Geliebte ihn beklagt; sein Schmerzensleben erscheint ihm beneidenswerth, da er sie im Herzen tragen durfte (Bd. II, S. 6).

Dabei verliert er aber nie das Selbstbewußtsein, und er gefällt sich in eiteler Selbstbespiegelung. Er ist der bleiche Knabe, dem Schmerzen und Leiden auf's Gesicht geschrieben stehen, der Allen weh thut, die ihn sehen (Romanze Nr. 1); er ist Peter, der still und stumm und blaß wie Kreide umherschleicht (Nr. 4); er ist der bleiche Heinrich, bei dessen Anblick es schön Hedwig wie mit Liebesweh ergreift (Nr. 12); er ist jetzt ein bleicher Mann, der einst ein lachend munterer Knabe war, und seine Lieder sind rothe und bleiche Blumen, welche aus blutenden Herzenswunden (Bd. II, S. 4) hervorgeblüht sind.

Die Tendenz der Traumbilder und Lieder finden wir auch in jenen Romanzen wieder, in welchen er nicht selbst der Held ist. Der Ritter sendet seinen Knecht aus, damit er erkunde, welche von König Duncan's Töchtern sich vermähle; wenn es die Blonde sei, so solle er ihm einen Strick mitbringen (Nr. 7); Herr Ulrich leidet unter der Untreue eines schönen Mägdeleins (Nr. 15), und ein anderer Ritter reitet in traurig-stillem Trab dem Grabe entgegen, wo allein er Ruhe finden wird (Nr. 2); zwei Brüder tödten sich einer Dame wegen (Nr. 3), und Don Ramiro stirbt aus Gram, weil seine Geliebte Clara einem Andern zum Altare folgt (Nr. 9).

Es ist eine wahre Erquickung, daß der Dichter in zahlreichen Sonetten mit mannhaften Worten die Klage des getäuschten Liebhabers unterbricht. Allerdings artet die Mannhaftigkeit nicht selten in Renommisterei aus; wer zu so furchtbaren Keulen greift, um Pygmäen todtszuschlagen, will am Ende nur zeigen, was für ein Kerl er ist. Aber die meisten Sonette, namentlich die an seine Mutter gerichteten, sprechen uns an; von den neun Sethe gewidmeten sind einige sogar bedeutend zu nennen. In ihnen allen lebt der Geist der „Reisebilder“; aber hier kämpft der Dichter gegen den Zwang des Conventiellen mit den Waffen eines Herkules; in den „Reisebildern“ greift er zu den vergifteten Pfeilen des Spottes; in den Gedichten steht Heine noch mitten in der Empfindung, die ihn oft genug bemeistert; in den „Reisebildern“ steht er über ihr, um mit ihr zu spielen.

Das ist überhaupt der Eindruck, welchen die erste Sammlung hervorruft: der Dichter ist noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangt. Er verräth ein starkes Talent, aber er kann den Strom der Gefühle noch nicht künstlerisch eindämmen und sich noch nicht los machen von dem Einfluß seiner Jugendlectüre. In den „Traumbildern“ zeigen sich neben andern deutlich die Reminiscenzen der Lectüre Bürger'scher

Gedichte. „Es ist nicht nur dasselbe Versmaß,“ sagt ein genauer Kenner Heine'scher Poesie, Karl Hessel¹⁾, „sondern auch inhaltlich ganz dieselbe tolle Jagd, das Gespenstertreiben, das spukhafte, bis in's Einzelne geschilderte Gefindel, derselbe Bänkelsängerton, der in eilenden Anapästten das Grausige so übergrausig darzustellen sucht, daß es geradezu in's Gegentheil umschlägt und als Carricatur komisch wirkt, auch dieselbe brennende, völlig sinnliche Liebesgluth.“

Aber ungleich größer ist der Einfluß der „Elixire des Teufels“ von E. Th. A. Hoffmann gewesen, welche 1815 erschienen und großes Aufsehen erregten. Der Raum und andere Rücksichten verbieten uns, auf mehr als eine Stelle aufmerksam zu machen. Den Stoff sowie Einzelheiten zu seinem sechsten und siebenten Traumbild, von denen Elster meint, daß sie auf Josepha bezüglich seien, hat Heine aus den „Elixiren“ entnommen. Heine beschreibt, wie unter dem Zusammenströmen des seltsamsten Gespenstergesindels der Teufel ihn mit der Geliebten traut (VII) und wie die Geliebte, als sie ihm im Arm ruht, ihm von den Teufeln entrisen wird (VI). Medardus träumt, wie er inmitten eben solcher Gesellschaft die Geliebte umschlingt; da trennt sie der Teufel²⁾. Medardus sieht Köpfe mit Heuschreckenbeinen, Heine „Eulengesichter mit Heuschreckengebein“; der Teufel kommt zu Heine in Drachengespann, zu Medardus auf einem geflügelten Wurm; bei Heine erschallt zu dem Hexensabbath der „Verdammnißwalzer“; bei Medardus spielt ein Concertmeister einen Walzer zu dem Gespenstertanz; auch die Bezeichnung der Musiker als „winddür“ bei Heine ist von Hoffmann entlehnt.

Auf die leidvolle Stimmung der ganzen Sammlung, auf die Liebäugelei mit Entsagung, Tod und Grab aber hatte Uhland's gemüthvolle Lyrik (Einfluß³⁾), welche den Gedanken ewigen Vergessens ebenfalls gern behandelt. Die den Traumbildern folgenden Lieder hätten ihre einfache und wohl-lautende Form wohl jetzt noch nicht erhalten, wenn nicht Uhland ein Lieblingsdichter des jungen Heine gewesen wäre.

So finden wir in den Gedichten zwei Strömungen: die wild-sinnliche und phantastische wird von einer sanftern abgelöst. Dort grelle Gegensätze, abgeschmackte Uebertreibungen, mit dick aufgetragenen Farben, hier weiches Colorit und einschmeichelnde Melodie. Während von den Traumbildern und Romanzen uns nur wenige, wie „der arme Peter“, „die Grenadiere“, „Belsazar“, zu fesseln vermögen, bringen mehrere Lieder eine anmuthige Stimmung in formvollendeter Weise zum Ausdruck und lassen den künftigen Meister ahnen. Aber auch dort, wo der Dichter

¹⁾ Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, S. 52. Vgl. auch desselben Aufsatz in der Köln. Ztg. 1887, Nr. 146 I.

²⁾ S. 229. — ³⁾ Vgl. das Citat S. 10.

uns abstößt durch ungesundes Empfinden und geschmacklose Form, zeigen höchst glückliche Wendungen, treffende Bilder und packende Bezeichnungen den originellen Kopf.

Dabei steht ihm ein großer Wortschatz zur Verfügung, den er durch eigene — allerdings nicht immer glückliche — Erfindung zu vermehren sucht. Mit richtigem Tact hält er sich von schwierigen fremden Versmaßen fern, und verwendet Jambus, Trochäus und Anapäst, häufig Jambus mit Anapästen vermischt. Der Bau der Jamben- und Trochäen-Strophe bekundet bereits große Gewandtheit, häufig vollendete Virtuosität. Dagegen steht die Verwendung falscher Reime völlig im Verhältniß zu den zahllosen falschen Reimen seiner Gedichte überhaupt.

Die wohlwollende Aufnahme seiner ersten Gedichte ermutigte Heine, die Silberader seines Liebesschmerzes noch weiter auszubeuten. Er hatte den Geschmack der wankelmüthigen Menge, den Hut, unter welchem Tausende sich vereinigen ließen, gefunden. In den Stunden, in welchen die Erinnerung an seine jungen Leiden aus dem Wirbel seiner Zerstörungen emportauchte, warf er ein Lied um das andere auf das Papier, jedes nur wenige Strophen lang, leicht und gefällig gebaut und fast immer das gleiche Versmaß zeigend. Wenn die Stimmung verflogen war, begann er daran mit seiner Berechnung der zu erzielenden Wirkung unermüdlich zu feilen. Dasselbe Wort ward fünf, sechs Mal durch ein anderes ersetzt, diese Zeile völlig umgestaltet, jene an eine andere Stelle gebracht. Aber während er emsig an seinen Diamanten schloß, kam ihm der mephistofelische Gedanke, wie lustig es doch sei, daß die Lesewelt diese kleinen Dingerchen für baare Münze nehme, daß manch' gefühlvolles Herz sich durch sie zu Thränen rühren lasse. Da hing er denn an manches schöne Gedicht ein paar Zeilen, in denen er die eigene Empfindung und die beim Leser geweckte verhöhnnte oder ironisirte. Er vermochte sich einer Gefühlschwärmerei recht wohl hinzugeben, aber nur vorübergehend. Die Schärfe seines Verstandes, die übermächtige Neigung zum Spott, drängten ihn bald wieder, sich selbst und seine dichterischen Producte unter die kritische Loupe zu nehmen. So machte seine zweite Natur, die allmählig seine eigenste wurde, sich in den ironischen Schlußzeilen Luft. „Ich habe,“ äußerte er zu Fanny Lewald¹⁾, „alle solche grellen Dissonanzen mit entschieden oppositionellem Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsjeligkeit der Schwaben und Consorten gemacht.“ Dieser Gefühlsjeligkeit unterlag er aber selbst, und noch häufiger versetzte er sich in sie hinein, um dann sich selbst an den Haaren herauszureißen.

Gleichzeitig suchte er nach Mitteln, um das Publicum noch stärker

¹⁾ Westermann Bd. 62, S. 101.

zu fassen. Gubitz¹⁾ gegenüber hat er das Geständniß abgelegt: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt; jetzt zumal; sie haben in Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmeslust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktirt.“ Sein Schemelbein war die Sinnlichkeit, welche in seinem „lyrischen Intermezzo“ (Frühjahr 1823) noch unverhüllter hervortritt, als in den „Traumbildern“, und den künftigen Sängern feiler Dirnen prophezeit.

Das „lyrische Intermezzo“ umfaßte 66 (jetzt 65) Lieder, welche wir, von einigen den Zusammenhang unterbrechenden Liedern abgesehen, als ein geordnetes Ganzes, als ein psychologisch sich entwickelndes Herzenserlebniß betrachten können. In der ersten Abtheilung (bis zum zwölften Liede) singt er das Lob der Geliebten. Von ihr allein, von ihrem Angesicht lernte er die Sprache der Liebe (Nr. 8); ihr will er seine Thränen und Lieder weihen (2); seine Seele möchte er tauchen in den Kelch der Lilie, und diese soll hauchen ein Lied von der Liebsten (7). Sie ist ihm aller Schönheit Inbegriff, sie gleicht genau einem holdseligen Bildniß unserer lieben Frau, das der Dichter im Dom im alten heiligen Köln sah (11). Er vergleicht sich mit dem Mond, welcher auf die liebeduftende Lotosblume herabblückt, ohne sie erreichen zu können (10). Wenn er der Geliebten in die Augen schaut, schwindet all' sein Weh (4), und in ihren Armen stirbt er vor Liebessehnen (6). Aber in seine Seligkeit mischt sich auch bange Ahnung des nahenden Verlustes. Wenn sie sagt: ich liebe dich, so stürzen Thränen aus seinen Augen (4) und er ahnt ihren frühen Tod (5). Am liebsten möchte er sie auf den Flügeln des Gefanges nach den Ufern des Ganges tragen und dort in rothblühendem Garten mit ihr träumen den seligsten Traum (9).

Die zweite Abtheilung (Lied 12—16) enthüllt uns, daß sein Liebchen bedenkliche Eigenschaften besitzt. Er weiß, daß sie ihn nicht liebt (12), daß ihre frommen Augen ihn betrügen (16), er ist aber zufrieden, wenn sie ihm den Mund zum Kusse reicht (12), denn ihren Küssen glaubt er mehr, als ihren Worten (13). Er lacht der Welt, die in richtiger Erkenntniß behauptet, seine Geliebte habe keinen guten Charakter; er weiß, wie süß ihre Küsse sind (15) usw. Diese Abtheilung, welche Heine später reinigte, zeigt den Kehraus der Kirmeslust. (Vgl. II, S. 9, Nr. 13).

In der dritten ist die Geliebte dem Dichter untreu geworden. (Lied 17—25. Lied 17—19 sind aus der ersten Sammlung der Gedichte eingeschoben.) Die böse Welt hat ihn bei ihr verklagt (24), und sie hat

¹⁾ II, S. 270.

den argen Zungen Glauben geschenkt. Sie reichte einem Andern ihre Hand; beim Hochzeitsreigen ertönen die Klänge lustiger Musik, während die Englein schluchzen und stöhnen (20). (In den „Traumbildern“ rufen dagegen bei der Trauung tausend Teufel: „Amen“.) Alles scheint ihm öd und farblos (23); Niemand kennt seinen Schmerz, wie die Eine, die sein Herz zerrissen (22) und selbst so elend ist (19).

Aus der verzweifelnden Stimmung erwächst in der vierten Abtheilung (26—29) eine bittere Ironie. Er witzelt darüber, daß er und sie so lange Mann und Frau und Versteckens gespielt, daß sie sich jetzt nicht wieder finden könnten (26) und dankt ihr spöttisch, daß sie ihm wenigstens so lange treu geblieben (27). Sie habe den dümmsten der dummen Jungen geheirathet, er selbst habe allerdings den dümmsten der dummen Streiche gemacht, indem er von solchem Liebchen ließ (29). Weil sie „Madam“ geworden, findet er jetzt alles miserabel (28); er glaubt nicht an Gott, nicht an den Himmel, noch an den Teufel, sondern nur an ihr böses Herz und Auge (II, S. 9, Nr. 12).

Diese Stimmung hält jedoch nicht lange Stand und weicht in der fünften Abtheilung (30—40) wieder einer völligen Rührseligkeit. Er vergleicht sich einem Fichtenbaum im Norden, der von einer Palme träumt (33). Er denkt immer an sie; hört er ein Lied, das sie einst ihm sang, so will ihm die Brust zerpringen vor Weh (40); aber weinen kann er nicht (35). Aus seinen großen Schmerzen macht er kleine Lieder, die er ihr sendet, sie aber verschmäht sie (36). Darum will er nichts mehr sehen von der Welt; er will seine Fenster verhängen mit schwarzem Tuch, dann kommt seine Liebe zu ihm aus dem Todtenreich (37). Am liebsten möchte er im Grabe liegen und sich an sein todttes Liebchen schmiegen (32). Aber auch in diese Rührseligkeit drängt sich einmal freche Sinnlichkeit: er wolle nur ihren Leib haben, die Seele möge man begraben. (II, S. 9, Nr. 14).

In der sechsten Abtheilung (41—65) verbinden sich Klagen um das verlorene Lieb mit Erinnerungen und Träumen. Er liebt sie immer noch, obgleich sie ihn nie geliebt und nie gehaßt (47); und wenn die Welt zusammenfiel, so schlägen aus den Trümmern doch seiner Liebe Flammen (44). Böse ist er indessen der Ungetreuen nicht, bitten doch sogar die Blumen, ihre Schwestern, für sie (45). Im Traum erscheint sie ihm, seine alten Wunden brechen auf (64) und Thränen neßen sein Rissen (55). Er schließt mit der Bitte, ihm einen riesengroßen Sarg zu bringen, in dem er seine Liebe und seinen Schmerz niederlegen könne (65).

Der Dichter geht also mit völliger Ausschließlichkeit in seinen wirklichen oder erheuchelten Leiden auf. Er weiß seinem Gegenstande viele

Seiten abzugewinnen, ihn in glänzende, farbenwechselnde Beleuchtung zu rücken; aber die Klippe der Einförmigkeit vermeidet er nicht. Nicht selten ist ein Gedicht leere Spielerei mit schönen Worten, oder der Ausdruck einer ungesunden Gefühlschwärmerei. Scherer hat ganz Recht, wenn er sagt¹⁾: „Selbst in Gedichten von durchweg ernster Haltung bringt Heine starke und übertriebene Wendungen auf eine Weise vor, daß unschuldige Seelen, die sie ernsthaft nehmen, davon nur um so tiefer gerührt werden müssen, daß dem minder Unschuldigen aber ein Seitenblick des Einverständnisses zu sagen scheint: die dummen Gänse glauben mir alles“. Daran wird man lebhaft erinnert, wenn man sieht, wie Heine sich selbst bespiegelt und mit seinem blassen Angesicht coquettirt, wie er es schon früher that. „Es leuchtet meine Liebe in ihrer dunkeln Pracht,“ singt er ganz naiv, und behauptet, daß aus seinen Thränen Blumen hervorsprossen, während seine Seufzer ein Nachtigallenchor werden!

Auch sonst spannt Heine häufig den Ton so hoch, daß er über- schlägt und nun komisch wird. Nehmen wir dazu jene Ausgeburten frecher Lüsterheit und die Lieder, in welchen der Ausdruck durchaus in's Triviale fällt, so bleiben immer noch gegen zwanzig übrig, welche die feinste Empfindung in einschmeichelnder Form beseelt. Wie zart und süß ist nicht: „Dein Angesicht, so lieb und schön;“ wie stimmungsvoll: „Ein Fichtenbaum steht einsam;“ wie rein herausgearbeitet ist Klage und Sehnsucht in: „Manch Bild vergessener Zeiten;“ wie echt empfunden scheint und wie vollendet zum Ausdruck gebracht ist: „Es fällt ein Stern herunter;“ und wie packend ist das düstere Colorit in: „Am Kreuzweg wird begraben!“ Und wie meisterhaft ist das Traumhafte, Sehnsüchtige getroffen in: „Auf Flügeln des Gesanges,“ „Die Lotosblume ängstigt,“ „Mein Liebchen, wir saßen zusammen“ und „Aus alten Märchen winkt es“.

Aber auch von jenen Gedichten, die unter der Decke leichter Ironie eine tiefdunkle Grundfarbe verbergen, sind einige meisterhaft. Jedermann kennt die zum geflügelten Wort gewordene „alte Geschichte“, die immer neu bleibt; die „Thränen und Seufzer,“ die hintennach kamen und das „Versteckenspiel“ mit der Geliebten, bis sie sich nicht wiederfanden. Das sind Meisterstückchen, welche uns in wenigen Zeilen und mit den einfachsten Worten eine ganze Novelle erzählen.

Und noch ein Drittes fesselt uns an einigen Gedichten: die ausgezeichnete Malerei. Der rothblühende Garten am Ganges (Nr. 9), die Geisterinsel (Nr. 42), das Hamburger Straßenbild (Nr. 38) sind Muster dafür und Vorläufer der Schilderungen in der „Harzreise,“ dem „Buch Le Grand“ und der „Heimkehr“.

¹⁾ S. 663.

Heine ist im „lyrischen Intermezzo“ gegen die erste Sammlung um einen großen Schritt weiter gekommen. Die wüsten Traumbilder sind sanftern Vorstellungen gewichen, aber die wilde Begehrlichkeit ist geblieben; das stürmische Wogen der schmerzlichen Gefühle hat sich zur Wehmuth geglättet; aber an Stelle der starken Empfindung ist vielfach Sentimentalität getreten, so daß für ihn genau paßt, was sein Katerliff nicht sein will: (II, S. 325) Ein magenkranker schwindjüchtelnder Poet:

Der Leibschmerz
Vor Rührung kriegt, wenn Nachtigallen trillern,
Der sich aus Seufzern eine Leiter baut.

Des Dichters Auge, das, nur nach Innen schauend, für die Natur geschlossen schien, hat sich für deren Schönheit weit geöffnet. Die Weiden kichern und kosen; die Rosen erzählen sich duftende Märchen in's Ohr; die Lotosblume duftet und zittert vor Liebesweh; die Blumen flüstern und schauen den traurigen Mann mitleidig an; die Nachtigallen würden erquickenden Gesang ertönen lassen, wenn sie wüßten, wie sehr elend er ist; die Bäume sprechen, die Blumen schmachten, von oben aber grüßt der Mond mit ernstem Blick, sprechen die Sterne eine reiche und schöne Sprache, und sie schauen sich an in Liebesweh.

Gewiß arten solche Personifikationen oft in Tändelei aus; aber in den meisten Fällen passen sie durchaus in die Stimmung und geben den Gedichten einen erhöhten Reiz. Auch das Volkslied kennt diesen Zusammenhang von Natur und Empfindung, aber es drückt ihn in ganz anderer Weise aus. Beim Volkslied ist die Stimmung der Natur die Begleitung, beim Heine'schen Liede aber ein Theil des Thema's. Das Volkslied jubelt und singt mit den Vögeln, Heine aber spricht mit ihnen. Er hat den Kunstgriff des Volksliedes sich angeeignet und in ganz modern-sentimentalem Geiste angewandt.

Ebenso entlieh er dem Volksliede die einfache Form, aber auch wieder nur diese. Der Inhalt seiner Gedichte ist durchaus modernes Gefühl; er hat seine Wurzel so tief im Empfindungschatz eines gebildeten, aber frivol denkenden Geistes, daß kein Handwerksbursche und keine Bauerndirne ihn je verstehen würde. Das Volkslied ist naiv, das Heine'sche selbstbewußt; jenes geht im Gefühl auf, dieses kann noch beobachten, wie ihm der Liebeschmerz steht; jenes ist oft derb und sinnlich, dieses hin und wieder von abstoßender Lüftertheit.

Heine gesteht selbst zu, daß er vom Volksliede und namentlich von Wilhelm Müller, der die Volksliedform in glücklicher Weise benutzt, gelernt habe. Karl Hessel hat aus Wilhelm Müller's Gedichten eine ganze Reihe von Wendungen herausgesucht¹⁾, deren Einwirkung gar nicht zu verkennen ist.

¹⁾ Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. III, S. 59.

Das seinem Onkel Salomon gewidmete „lyrische Intermezzo“ erschien im April 1823 nebst den Tragödien „Almansor“ und „Kataliff“ bei Dümmler in Berlin. Von den beiden Dramen hatte er eine ziemlich hohe Meinung. Schon am 29. October 1820 sprach er Steinmann gegenüber aus, daß „Almansor“ ein großes Aufsehen erregen werde. Am 4. Februar 1821 gesteht er demselben, daß er an seiner Tragödie kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß spare, daß sie „entzückend schöne Stellen und Scenen enthalte“, daß überall „überraschend poetische Bilder und Gedanken“ funkelten und das Ganze gleichsam „in einem zauberhaften Diamantschleier“ blitze und leuchte, daß sie aber an dem großen Fehler leide, nicht drastisch zu sein. Zuversichtlicher war er hinsichtlich des „Kataliff“ den er im Januar 1822 ohne jedes Brouillon in drei Tagen geschrieben haben will.

Im „Almansor“, der in Spanien zur Zeit der Maurenherrschaft spielt, schildert er die Liebe des Titelhelden zur schönen Zuleima, die während seiner Abwesenheit zum katholischen Glauben übergetreten und mit einem ihr verhassten Mann verlobt worden war. Almansor macht seinem Ingrim gegen das Christenthum in sehr starken Ausfällen Luft, während Zuleima, jetzt Clara, ihrem noch immer geliebten Jugendfreund die Schönheit der katholischen Kirche in begeisterter Weise preist. Ohne Zweifel ist Mortimer's bekannte Dithyrambe in „Maria Stuart“ hier Heine's Vorbild gewesen. Almansor entführt sie und stürzt sich, als die Verfolger nahen, mit ihr in den Abgrund.

„Kataliff“ hat einen fatalistischen Hintergrund. Die Tragödie behandelt die wahnsinnige Liebe des Titelhelden zur schönen Maria, die ihm untreu geworden. Er ersticht bis auf den letzten alle Männer, mit denen sie sich zu verbinden gedenkt, dann Maria, deren Vater und endlich sich selbst.

Vom „Almansor“ sagt Heine (29. October 1820), daß es sein eigenes Selbst enthalte, seine Liebe, seinen Haß, seine ganze Berrücktheit, und vom „Kataliff“ (10. April 1823), daß eine „Hauptconfession“ in dem Gedicht liege, es sei wahr oder er selbst sei eine Lüge. Am 5. Januar 1823 schrieb er an Dümmler, der Stoff des „Almansor“ sei religiös-polemisch und betreffe Zeitinteressen. Mit kühler Berechnung griff er in die Vergangenheit Spaniens, weil er dort Verhältnisse fand, welche ihm die Lage des jüdischen Volkes zu seiner Zeit vorzubilden schienen. Die Mauren sind ihm die Juden, und Almansor ist er selbst. Hell auf lodert sein Haß gegen das Christenthum, welches nach seiner Schilderung den Mauren die Berechtigung zum Leben bestritt und sie am liebsten auf dem Scheiterhaufen sah, dessen Bekenner ihm die Geliebte raubten.

Der ganze Haß des Juden, dem durch die Gesetze eines christlichen Staates Wachsen und Gedeihen erschwert ist, glüht in diesem Stück.

Im „Ratcliff“ kommt noch ein zweites hinzu, der Haß gegen die Besitzenden. Ein socialdemokratischer Agitator der Gegenwart könnte keine bessern aufwieglerischen Worte finden als Heine sie Ratcliff in den Mund legt (II, S. 322).

„Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Aulstern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Graham ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raffeln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.“

Im Anschluß daran wird die Menschheit in zwei Hälften, in die Hungerigen und Satten, getrennt, eine Eintheilung, welche Heine noch 1854 zu dem Gedicht: „Die Wanderratten“ (II, S. 202) benutzte. Beide Stücke sind die dramatische Darstellung der leidvollen Liebesgeschichte des Dichters, in welcher nicht wenige Stellen uns an das lyrische Intermezzo erinnern. In beiden seufzen die Helden nach einer Geliebten, die einem Andern gehören soll, glühen sie vor Haß gegen den begünstigten Nebenbuhler, vernichten sie die Geliebte. In „Almansor“ tritt gegen Schluß die thierische Begier hervor, die, wie im Intermezzo (II S. 10), von der Geliebten nur den Leib haben will. „Ich will ein glücklich Thier sein,“ ruft Almansor (II, S. 298), „ja, ein Thier, — Und in des Sinnenrausches Taumel will ich — Vergessen, daß es einen Himmel gibt.“ Die Worte erinnern ganz an die wilde Begierlichkeit, welche Jaromir in Grillparzer's „Alfufrun“ für Bertha zeigt; das Stück ist Heine gewiß nicht fremd geblieben.

Die Litteraturgeschichte ist über die beiden Lieblingskinder Heine's zur Tagesordnung übergegangen. Und mit Recht. Die großen Schönheiten im Einzelnen können über den Mangel einer dramatisch kräftigen Handlung und die Abwesenheit echter Helden nicht hinweghelfen. Der Aufbau ist durchaus verfehlt und die bilderreiche Diction fällt häufig in übertriebenen Wortschwall.

Das lyrische Intermezzo und die Tragödien fanden eine zwar freundliche, aber keineswegs begeisterte Aufnahme. Schon am 28. November 1823 fragt Heine bei Moser an, es sei wohl nirgends mehr von ihm die Rede. Barnhagen und Willibald Alexis begrüßten die neue Sammlung mit warmer Empfehlung; beide — namentlich Lexterer — tadelten

aber die sinnliche Färbung der Lieder, und Alexis warnte den Dichter, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, weil aus der Originalität leicht Manier werden könne. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, und auch Andere fanden die schwache Seite der Lieder bald heraus. Es erschienen rührselige Parodien, welche von Originalen kaum zu unterscheiden waren. Heine war scharfsinnig genug, einzusehen, daß die allzugroße Familienähnlichkeit unter seinen Gedichten Zweifel an der Ausgiebigkeit seines Talentcs hervorrufen mußte und schrieb an Zimmermann am 10. Juni 1823: „Ich will Ihnen gern eingestehen den Hauptfehler meiner Poesieen . . . es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Thema's sind.“ Aber in einigen Jahren werde es sich zeigen, daß er, der bisher nur die Historien von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, eben so gut den trojanischen Krieg darstellen könne. Trotz mancher Anläufe hat er es nicht gethan, weil er es nicht konnte. Er schuf nur Fragmente und hinterließ manchen Torso, welcher uns lebhaftes Bedauern über die Nichtvollendung einflößt.

IV.

Abschluß der Universitätsjahre.

(Mai 1823 — Juli 1825.)

Im Mai 1823 verließ Heine ohne den Doctorhut die preußische Hauptstadt. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß er als Jude in Preußen vorläufig zu einer sichern Stellung nicht gelangen könne. Er wollte in Paris sich litterarisch auszeichnen und dann nach berühmten Mustern in die diplomatische Laufbahn einschleichen. Aber seine geschwächte Gesundheit und die Leere seines Geldbeutels, welchen Dunkel Salomon nicht wieder füllen wollte, nöthigten ihn, im Refugium peccatorum des Vaterhauses abzuwarten, ob die Stirne des Millionairs an der Elbe sich wieder glätten werde.

Seine Eltern hatten sich inzwischen in Lüneburg niedergelassen, das dem Dichter nach dem Aufenthalt in Berlin wie ein böotisches Dorf vorkommen mußte. Seine Briefe zeigen ihn in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung. Die Lüneburger langweilten ihn noch mehr als ihre reizlose Heide; er betrachtete alle Menschen, die nicht so dachten wie er — und das waren ohne Zweifel viele — als unerträgliche Philister, und die Juden ekelten ihn an. „Juden sind hier, wie überall“, schreibt er am 18. Juni 1823 an Moser, „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen“. Zudem begegneten sie ihm wegen seiner Theilnahme an den Reformbestrebungen der gebildeten Berliner Juden höchst feindselig, so

daß er Anfang November 1824 an Moser schreiben konnte: „Dergleichen jüdische, oder vielmehr, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen sich an mich heran“. Besonders quälend für ihn war der Gedanke, von seinem Dunkel abhängig zu sein (an Moser, 2. Februar 1824), von einem Manne, den er als geistig tief unter sich stehend betrachtete.

Indessen war Salomon Heine die einzige Hoffnung; es galt also, sich mit ihm wieder auf guten Fuß zu stellen. Die Gelegenheit bot sich am 22. Juni 1823, bei der Heirath seiner Schwester mit dem Kaufmann Embden — nicht von Embden, wie der Adelschasser Heine schreibt. Salomon sagte dem ungerathenen Nessen, der es gewagt hatte, ihm eine Gedichtsammlung zu widmen, in welcher seiner Tochter Amalie und deren Gemahl übel genug mitgespielt wurde, seine Meinung und reichte ihm dann die Hand zur Versöhnung. Im Juli durfte Heine seinen Dunkel in Hamburg besuchen. Hier erklärte sich Salomon bereit, noch für das Jahr 1824 die sehr anständige Summe von 100 Louisd'or (500 Thaler) zu zahlen, wenn der Nesse sich verpflichtete, in diesem Zeitraum sein Examen zu machen. Auch Heine's Uebertritt zum Christenthum kam zur Sprache. Alle seine Angehörigen, Salomon einbegriffen, für die das Religionsbekenntniß nur ein Firmenschild bedeutete, waren für baldige Taufe; nur Heine sträubte sich noch gegen den Gedanken, einer Fahne zu folgen, welche er so oft mit Füßen getreten.

„Aus meiner Denkungsweise“, schrieb er bereits am 27. September 1823 an Moser, „kannst Du es Dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Act ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe.“ Wir werden bald sehen, mit welcher vollendeter schauspielerischer Kunst Heine das geweihte Wasser über sich ergießen ließ.

In Hamburg scheint ihn eine neue Liebesleidenschaft erfaßt zu haben. Nach den bisherigen Feststellungen (Buch der Lieder XXIX, sowie Heine's Werke I. S. 40 Elster'sche Ausgabe. Hessel in der Köln. Ztg. 1888. 8. und 9. Juni. Seuffert im Archiv f. Lit.-Geschichte. Bd. III, S. 600) flößte ihm Therese, die jüngere Schwester Amaliens, eine heftige Neigung ein. Er fand jedoch bei dem erst sechszehnjährigen Mädchen eine entschiedene Abweisung. Auch an dieser Liebe krankte Heine lange Zeit; sie hat ihn jedoch eben so wenig wie seine erste abhalten können, in den Armen „gutmüthiger Mädchen“ Trost zu suchen.

Von Hamburg aus wandte er sich am 22. Juli nach Cuxhaven, um gegen seine wachsende Nervosität Seebäder zu gebrauchen. Der Onkel schenkte ihm dafür zehn Louisd'or, während der flotte Neffe während eines sechswöchentlichen Aufenthalts dreißig verbrauchte. In Cuxhaven, wo er indessen nur geringe Milderung fand, genoß er zum ersten Mal den Anblick des Meeres, der ihn völlig begeisterte. Er dichtete hier einige seiner schönsten Lieder. Von Cuxhaven zurückgekehrt, brachte er drei Wochen auf dem Landgut seines Onkels zu. Während dieser Zeit gelangte sein neues Liebesdrama zum jähen Abschluß. Im September reiste er nach Lüneburg zurück und lebte in den folgenden vier Monaten ganz seinen litterarischen Arbeiten und juristischen Studien.

Am 19. Januar 1824 reiste er nach Göttingen ab, wo er am 30. immatriculirt wurde. Wieder beginnen seine Klagen über die Dede und Langweiligkeit des Universitätslebens, welche durch die Hingabe an studentische Zerstreuungen nur selten unterbrochen wurde. Dem Studium widmete er sich gewiß nicht übermäßig. Weil er Besseres nicht zu thun fand, wohnte er häufig Duellen bei, die ihm mehr Spaß machten, „als das leichte Gewäsch der alten und jungen Docenten“. Später ertönt noch häufig, besonders in der „Harzreise“, sein Groll über den „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta“.

Die Oster-Ferien 1824 brachte Heine bei seinen Freunden in Berlin zu. Vor seiner Abreise hat der vorsichtige Mann aber seinen Freund Moser, er möge doch aus dem *Musen-Almanach* für 1823, falls er ihn verleihe, das Heine'sche Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott,“ entfernen, in welchem er den Berlinern eine Ohrfeige gegeben hatte. Als „brillante Visitenkarte“ aber, wie Strodtmann sich sehr hübsch ausdrückt, gab er vorher im „Gesellschafter“ dreißig Gedichte aus dem später erschienenen Lieder-Cyklus „Die Heimkehr“ ab, welche allerdings auch dem Ungläubigsten seine hohe Begabung klar machen mußten.

Angeregt und schaffensfreudig kehrte er zurück. Die rege Beschäftigung mit der Judenfrage brachte ihn auf den Gedanken, die Leiden seiner Glaubensgenossen in einem großen Roman dichterisch zu verherrlichen. Er sollte den Titel führen: „Der Rabbi von Bacharach.“ Mit Feuereifer warf er sich auf die Vorstudien und suchte sich mit der jüdischen Geschichte gründlich bekannt zu machen. Die Lectüre der einschlägigen Werke steigerte seinen Haß gegen das Christenthum und gab ihm in einem Briefe an Moser das Gedicht: „An Edom“ ein.

Auch eine Fausttragödie nahm er in Angriff, die indessen eben so wenig wie der „Rabbi von Bacharach“ zur Vollendung gelangt ist.

In den Herbst-Ferien machte er eine genußreiche Reise durch den Harz, sowie nach Eisenach und Weimar, welche ihn zu seinem ersten

bedeutenden Prosawerke anregte. Natürlich kam ihm auch der Gedanke, sich Göthe vorzustellen, welchem er bereits früher als Bruder in Apoll seine Gedichte gesandt hatte. Ueber die Begegnung hat er sich in widersprechender Darstellung ausgelassen, jedenfalls bot sie für seine Eitelkeit keine erfreulichen Momente.

Sofort nach seiner Rückkehr begann er seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise durch den Harz auszuarbeiten. Ende November war das Manuscript fertig, das er im April und Mai 1825 sorgfältig überarbeitete.

Gleichzeitig traf er die Vorbereitungen zum Uebertritt. Die Frage, welchem christlichen Bekenntniß er sich zuwenden sollte, kam jedenfalls nicht ernsthaft zur Verhandlung, da die beiden Städte, welche er als zukünftige Aufenthaltsorte in's Auge gefaßt hatte, Berlin und Hamburg, eine protestantische Bevölkerung hatten. So wandte er sich dem Protestantismus zu und ward am 25. Juni 1825 zu Heiligenstadt vom dortigen Pfarrer Grimm getauft.

Die Taufe war für Heine lediglich die Lösung eines Eintrittsbilletts für die christliche Gesellschaft (VII, 407); er legte, um einen Ausdruck Achim v. Arnim's zu gebrauchen, das Christenthum wie eine neue „Liverei“ an. Aber er unterzog sich der heiligen Handlung nicht etwa mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der über äußere Formen erhaben ist, sondern mit dem ingrimmigsten Haß gegen das Christenthum, in dessen Gemeinschaft er aufgenommen werden wollte. Dem Pfarrer gegenüber spielte er die Rolle eines heilsbegierigen Proselyten, so daß derselbe in sein Protokollbuch eintragen konnte¹⁾: „Die Antworten Heine's zeugten von eingehendem Nachdenken über den Inhalt und das Wesen der christlichen Religion, seine Fragen von scharfem Geiste; überhaupt nahm er die vorgetragene Lehre nicht einfach gläubig hin — er wollte überzeugt sein, und der Glaubenswechsel war ihm nicht ein bloßer Wechsel einer äußern Form, erschien vielmehr als das Resultat einer aus dem Innern dringenden Nothwendigkeit. Wir (Grimm und der Taufpathe) haben bei der Unterredung übereinstimmend die Ansicht gewonnen, daß Heine mit voller Ueberzeugung Christ geworden ist, und ich bin heute noch der festen Ansicht, daß sein späterer Skepticismus in Glaubenssachen nur auf der Oberfläche lag und er im innersten Herzen den Glauben an Gott nicht verloren hat. Ich habe vor der Taufe tief in sein Innerstes geblickt, und er hat uns sein ganzes Denken und Fühlen bloßgelegt, ein Mensch aber, der so denkt und fühlt, kann meiner innersten Ueberzeugung nach den Glauben an Gott nie ganz verlieren.“

¹⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

Hätte der gute Pfarrer nur gewußt, was sein Täufling im October 1825 an Moser schrieb: „Da 'mal von Büchern die Rede ist, so empfehle ich dir Golowin's Reise nach Japan. Du erfiehest daraus, daß die Japaner das civilisirteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, als eben das Christenthum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.“ Das schrieb er ein Vierteljahr nach seinem Uebertritt! Am 14. December äußert er demselben Freunde gegenüber: „Ich versichere dich, wenn die Geseze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben.“

Der Conversion folgte nun endlich auch das Examen, welches dem guten Salomon Heine so viel Geld gekostet hatte. Heine wollte „aus der Waagschale der Themis sein Brod essen und nicht aus der Gnadenschüssel seines Onkels“ (an Moser, 2. Februar 1824). Eine andere Frage ist, ob ihm die Gnadenschüssel so unangenehm gewesen wäre, hätte sein Onkel ihm nicht entschieden geboten, sich auf eigene Füße zu stellen. Am 20. Juli 1825 promovirte Heine und erreichte den dritten Grad.

Zweiter Abschnitt.

Der Verfasser der „Reisebilder“.

(1826—1831.)

I.

Der erste Band. 1826.

Nach so großen Anstrengungen hatte Heine, der durch sein Kopf-
leiden noch immer empfindlich belästigt wurde, eine neue Erholung nöthig.
Onkel Salomon bewilligte ihm für eine neue Badereise fünfzig Louisd'or,
mit welchen Heine allerdings nicht auskam. Er ging nach Norderney,
wo er einige Besserung fand, genoß in vollen Zügen die köstliche Luft
und kreuzte tagelang auf der See, deren Herrlichkeit er schönheitsdurstig
in sich aufnahm. Hier entwarf er den ersten Cyclus seiner farbenprächtig-
en Nordseebilder, welche sich zu seinen ersten Gedichten verhalten wie
die Virtuosität des ausgebildeten Sängers zu den schüchternen Versuchen
eines begabten Anfängers.